

BEI GOTT KOMMT NIEMAND ZU KURZ

PREDIGT AM 4. SONNTAG DER VORÖSTERLICHEN ZEIT – LJ C

Liebe Schwestern und Brüder,

die Geschichte, die wir eben im Evangelium¹ gehört haben, haben die meisten von Ihnen wahrscheinlich genau wie ich kennengelernt als das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“. Im Mittelpunkt stand dann der missratene junge Mann, der von zuhause ausbricht, ein moralisch verwerfliches Leben führt und schließlich dort endet, wo so einer hingehört: bei den Schweinen. Zum Glück erinnert er sich in der größten Not an seinen Vater. Er geht in sich, tut Buße, kehrt heim und bittet den Vater demütig um Vergebung. Und sein Vater nimmt ihn wieder bei sich auf. Da wurde ich als Sünder*in angesprochen, der/die Buße tun muss, damit ich bei Gott wieder Gnade finde.

Aber dann wurde daraus das „Gleichnis vom barmherzigen Vater“. Jetzt stand nicht mehr der sündige Sohn im Mittelpunkt. Der wurde nur deshalb in so dunklen Farben gezeichnet, damit die Liebe und Güte des Vaters, also Gottes, umso mehr zur Geltung kommen konnten. Die Botschaft jetzt: Wie auch immer du lebst, was auch immer du dir hast zu Schulden kommen lassen: Gott ist barmherzig und nimmt dich liebevoll wieder auf. Du musst dich nur vertrauensvoll an ihn wenden.

Zwei Sichtweisen der einen Geschichte. Beide nicht ganz falsch, aber je für sich genommen doch recht einseitig und damit auch nicht ganz richtig. Wie auch immer: Beide Interpretationen treffen nicht den Kern dessen, was Jesus hier wirklich sagen wollte und will.

Die entscheidende Frage ist doch: Wen hat Jesus hier eigentlich gemeint? Er erzählt seine Geschichte ja gerade nicht den Sündern, sondern den Pharisäern und Schriftgelehrten. Die hatten sich wiederholt darüber empört, dass Jesus sich mit Zöllnern, Prostituierten und anderen zwielichtigen Gestalten abgegeben und sogar mit ihnen gegessen und getrunken hat. (Vgl. Lk 5,30)

Auf diesem Hintergrund gilt unsere Aufmerksamkeit zuerst einmal dem älteren Sohn, dem braven und tüchtigen, der zuhause geblieben ist und immer all das getan hat, was sein Vater von ihm erwartete. Oder besser: was er meinte, tun zu müssen, um seinen Vater zufrieden zu stellen. Denn genau um den geht es Jesus in dieser Geschichte. In ihm sollen sich die Pharisäer und Schriftgelehrten wiedererkennen; er ist der Spiegel für ihr eigenes Empfinden und Verhalten. Denn sie sind eifersüchtig auf diejenigen, die von Jesus mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung bekommen als sie selbst. Mehr noch: Sie fühlen sich von Jesus – oft zu Recht – heftig kritisiert und zurückgewiesen.

Da spiegelt sich ja auch unsere allgemeine Lebenserfahrung wieder. Schon in der Familie bekommen die schwierigen Kinder oft mehr Aufmerksamkeit als die braven und angepassten. Unsere Medien schenken Kriminellen und deren Verbrechen viel mehr Beachtung als den Menschen, die sich sozial engagieren und auf alle mögliche Weise Gutes tun.

Jesus sagt, dass die Sünder ihn halt mehr brauchen als die Gerechten; dass ein guter Hirte 99 Schafe zurücklässt, um das eine verlorene Schaf zu suchen. (Vgl. Lk 15,4) Ähnlich argumentieren Eltern, wenn sich ihre braven Kinder beschwerten: „Schau mal, dein Bruder/deine Schwester braucht uns jetzt mehr als du.“ Das mag ja stimmen. Und doch fühlt es sich ungerecht an und kann auch ziemlich weh tun.

Werfen wir von hier aus einen Blick auf unsere Kirche. Gleich am Beginn seiner Amtszeit hat Papst Franziskus die Seelsorger*innen aufgefordert, an die Ränder zu gehen. Sie sollten sich mehr um die Außenstehenden bemühen als um die, die sowieso dabei sind. Sie sollen mehr Energie in die Evangelisierung der Nichtgläubigen stecken als in die Betreuung der Gläubigen. Die sind ja sowieso schon auf der sicheren Seite. Ist das gerecht?

¹ Lk 15, 1-3.11-32

In Exerzitien und bei der Geistlichen Begleitung bin ich vielen frustrierten Kirchenmitgliedern begegnet. Menschen, die trotz aller kirchenkritischen Entwicklungen bei der Stange geblieben sind und sich immer redlich abgemüht haben: als Ordensleute, als hauptberufliche Seelsorger*innen, als engagierte Gemeindemitglieder. Und die mit dem Gottesknecht bei Jesaja seufzen: „*Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan.*“ (Jes 49,4)

Das ist nicht nur die Enttäuschung über ausbleibende Anerkennung oder fehlende Früchte des eigenen Engagements. Darin liegt oft auch eine tiefe Enttäuschung über Gott: „*So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt ...*“ wirft der ältere Sohn im Gleichnis seinem Vater vor.

So viele Jahre schon diene ich dir, Gott ..., und jetzt werde ich arbeitslos; jetzt werde ich, wird ein mir nahestehender Mensch schwer krank, geschieht dieser schreckliche Unfall, muss ein geliebter Mensch so früh sterben. Und selbst, wenn es nicht gleich eine persönliche oder gar allgemeine Katastrophe ist: Was habe ich eigentlich von meinem Glauben und meinem gottgefälligen Leben? Nimmt Gott mich überhaupt wahr? Den anderen geht es doch oft viel besser. „*Wahrhaftig, so sind die Frevler: Immer im Glück, häufen sie Reichtum auf Reichtum*“ klagt der Beter in Psalm 73.

Dieser Gottesfrust der Guten sitzt tief, manchmal so tief, dass wir ihn gar nicht bewusst wahrnehmen. Er macht Menschen unzufrieden mit sich selbst, mit der Kirche, mit Gott. Und er kann neidisch machen auf die anderen, denen scheinbar alles gelingt, denen es besser geht, die Gott mehr zu lieben scheint als mich – obwohl ich doch der/die bessere Christ*in bin.

Genau in dieses Empfinden hinein erzählt Jesus sein Gleichnis. Die scheinbar Benachteiligten und zu kurz Gekommenen sind hier gemeint. So müssen sich viele Pharisäer und Schriftgelehrte Jesus gegenüber gefühlt haben. Die zentrale Botschaft Gottes für die von ihm enttäuschten Menschen heißt: „*Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein.*“ (Lk 15,32) Das ist für mich eine der großartigsten Aussagen der Bibel. Das ist wie ein Blankoscheck, eine Generalvollmacht von Gott für mich. Gott ist die Fülle schlechthin. Ich brauche nicht zu warten, bis er mir etwas davon abgibt. Es gehört mir ja schon. „*Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade über Gnade*“ schreibt Johannes schon im Prolog seines Evangeliums. (Joh 1,16) Und Paulus spricht in seinen Briefen immer wieder davon, dass uns Gott als seine Erben eingesetzt hat (vgl. z.B. Eph 1,11).

Auch unsere heutige zweite Lesung² hebt darauf ab. Paulus schreibt von einer neuen Schöpfung und dass auch wir neue Menschen sind. „*Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden.*“ Das heißt – nicht nur, aber auch – wir können und sollen unser Leben mit neuen Augen betrachten. Durch Christus hat Gott uns mit sich versöhnt. Sich versöhnen heißt: Anteil geben, sich nicht verschließen und versperren, sondern Leben miteinander teilen. Im Evangelium macht das der Vater deutlich durch den Ring, den er seinem jüngeren Sohn an den Finger steckt, und durch das Fest. Das gibt ihm seine Würde als Sohn, als Kind Gottes zurück.

Aus all dem folgt: Wir brauchen von Gott nicht enttäuscht zu sein, nicht neidisch auf andere blicken. Wir brauchen nur die Einladung anzunehmen, die von Gott kommt und an die Paulus uns erinnert: „*Wir bitten an Christi Statt: Lasst euch mit Gott versöhnen!*“ (2 Kor 5,20)

Enttäuschung führt in Verbitterung und Trennung. Das meint die Bibel mit Sünde. Versöhnung aber verbindet, gibt Anteil an der Fülle Gottes, schafft wahre Gerechtigkeit. Gott selbst ergreift dafür immer wieder die Initiative. Das will uns das Gleichnis deutlich machen.

Lassen wir diese Botschaft bei uns ankommen. Lassen wir uns wieder neu mit Gott versöhnen, damit wir als neue Menschen leben können in der Liebe, die Gott uns schenkt. Entdecken wir heute, am Sonntag Laetare, die Freude neu, die daraus erwächst. AMEN

© Pfr. Walter Mückstein

² 2 Kor 5,17-21